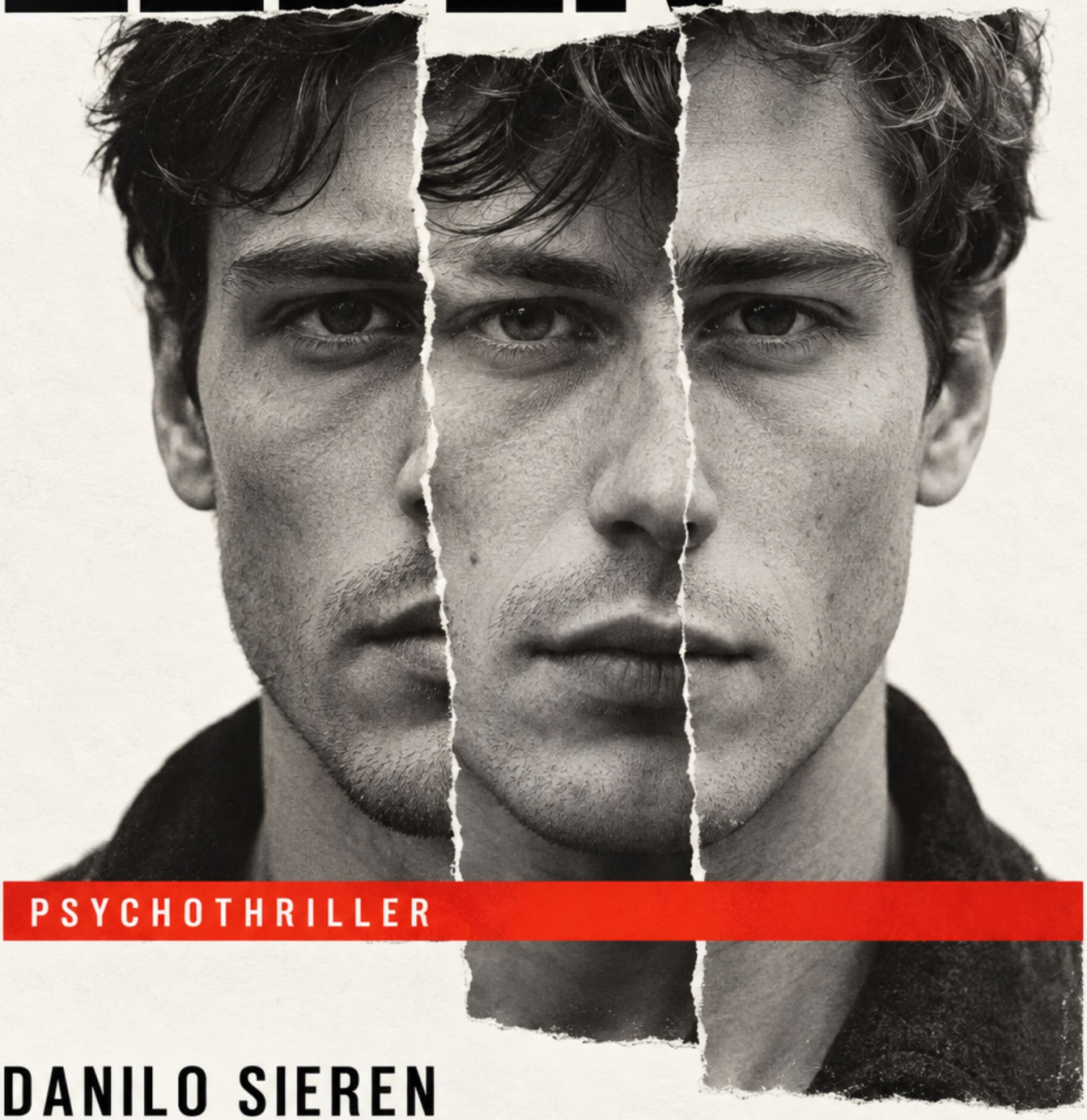
DAS AUSGELIEHENE LEBEN



PSYCHOTHRILLER

DANILO SIEREN

© 2026 Danilo Sieren
Alle Rechte vorbehalten.

Danilo Sieren
Württembergerstr. 44
44339 Dortmund
sieren.danilo@icloud.com

Druck: siehe letzte Seite

Dieser Roman ist frei erfunden. Personen, Einrichtungen und Handlung sind Fiktion; Ähnlichkeiten mit realen Personen oder Institutionen sind zufällig. Reale Orte dienen nur als Schauplatz.

DAS AUSGELIEHENE LEBEN

„Manche Menschen verschwinden. Andere werden dafür bezahlt, ihren Platz einzunehmen.“

© 2026 Danilo Sieren

Alle Rechte vorbehalten.

Prolog – Der Mann ohne Namen **6**
Kapitel 1 – Der siebte Sohn **11**
Kapitel 2 – Das Haus der verlorenen Stimmen **26**
Kapitel 3 – Das Zimmer des Sohnes **39**
Kapitel 4 – Sieben Tage **53**
Kapitel 5 – Der Steg **64**
Kapitel 6 – Der Mann im Garten **74**
Kapitel 7 – Die verschwundenen Männer **84**
Kapitel 8 – Das Geräusch hinter der Wand **94**
Kapitel 9 – Die sechste Fotografie **104**
Kapitel 10 – Der erste Fluchtversuch **113**
Kapitel 11 – Der andere Ausweis **123**
Kapitel 12 – Die Stimme auf dem Band **133**
Kapitel 13 – Die Kartei **143**
Kapitel 14 – Renate **153**
Kapitel 15 – Das Dach **163**
Kapitel 16 – Sieben Steine **176**
Kapitel 17 – Die Kabeltrommel **188**
Kapitel 18 – Der Schacht **199**
Kapitel 19 – Das Postfach **209**
Kapitel 20 – Das gelbe Zimmer **219**
Kapitel 21 – Die erste Lektion **229**
Kapitel 22 – Zwei Gesichter **241**
Kapitel 23 – Die Briefe im Wasser **254**
Kapitel 24 – Holz, Stoff und Farbe **265**
Kapitel 25 – Der Gärtner **276**
Kapitel 26 – Was nicht auf dem Band ist **290**
Kapitel 27 – Haus am Deich **303**
Kapitel 28 – Schwester Charlotte **313**
Kapitel 29 – Zimmer sieben **323**
Kapitel 30 – Das Moor **333**
Kapitel 31 – Der Stifter **342**

Kapitel 32 – Klinkerweg **352**
Kapitel 33 – Laura **362**
Kapitel 34 – Nachklang **371**
Kapitel 35 – Die Begabung **380**
Kapitel 36 – Pfand **393**
Kapitel 37 – Köln **404**
Kapitel 38 – Elisabeth **416**
Kapitel 39 – Die letzte Nacht **426**
Kapitel 40 – Achtzehn Uhr **437**
Kapitel 41 – Das Werk **447**
Kapitel 42 – Die Wahl **457**
Kapitel 43 – Hier ist Sebastian **467**
Kapitel 44 – Der Name **477**
Kapitel 45 – Sieben Steine **487**
Kapitel 46 – Was bleibt **502**
Kapitel 47 – Elisabeth **514**
Kapitel 48 – Das Dach **528**
Epilog **538**
Impressum **540**

DAS AUSGELIEHENE LEBEN

Prolog – Der Mann ohne Namen

Siebzehn Jahre zuvor

Als Markus Seidel die Augen öffnete, wusste er zunächst nicht, wo er sich befand. Über ihm flackerte eine Leuchtstoffröhre, deren unangenehmes Summen sich mit einem gleichmäßigen Tropfen vermischte. Irgendwo musste ein Wasserhahn undicht sein. Er lag auf der rechten Seite, die Wange gegen einen kalten Betonboden gepresst, und hatte einen widerlichen metallischen Geschmack im Mund. Sein Kopf schmerzte, als hätte ihm jemand mit einem schweren Gegenstand gegen die Schläfe geschlagen. Als er versuchte, sich aufzurichten, durchfuhr ihn ein stechender Schmerz, der vom Brustkorb bis in den Rücken zog. Er stöhnte, blieb einen Augenblick regungslos liegen und tastete schließlich vorsichtig über seine Rippen. Unter dem Hemd fühlte er eine schmerzhafte Schwellung. Was zum Teufel war passiert?

Er erinnerte sich an die Tankstelle. An den Geruch von Benzin, den kalten Wind und den Mann in der Lederjacke, der neben einem grauen Wagen gestanden hatte. Er hatte ihm einen Dienstausweis gezeigt, beiläufig, so wie man einen Fahrschein zeigt, und gesagt, es gehe nur um eine kurze Frage, eine Sache in der Klinik, nichts Ernstes. Markus hatte seine Zapfpistole eingehängt und war mit ihm zum Wagen gegangen. Danach fehlte ihm jede Erinnerung. Er wusste nicht mehr, ob er eingestiegen war oder ob noch jemand hinzugekommen war. Je angestrengter er versuchte, sich zu erinnern, desto stärker pochte es hinter seiner Stirn.

Er setzte sich langsam auf und betrachtete den Raum. Die Wände bestanden aus unverputztem Beton, an mehreren Stellen hatten sich dunkle Feuchtigkeitsflecken gebildet. Gegenüber stand ein alter

Metallschrank, dessen Türen mit einem Vorhängeschloss gesichert waren. Daneben hing ein kleines Waschbecken, über dem ein Spiegel angebracht gewesen sein musste. Zurückgeblieben waren lediglich vier rostige Schrauben und ein rechteckiger, hellerer Fleck an der Wand. Es gab kein Fenster. Nur eine schwere Stahltür, deren unterer Rand bereits deutliche Rostspuren zeigte.

Er wollte aufstehen, doch etwas riss an seinem linken Bein. Er blickte nach unten und sah die Eisenmanschette um seinen Knöchel. Eine Kette führte von dort zu einem Heizungsrohr, das dicht über dem Boden verlief. Zunächst betrachtete er die Vorrichtung verständnislos. Dann zog er daran, erst vorsichtig, anschließend mit aller Kraft. Die Kette spannte sich, das Rohr vibrierte, aber nichts gab nach. Ein unangenehmes Kribbeln breitete sich in seinem Bauch aus. Er griff nach seiner Hosentasche. Das Mobiltelefon war verschwunden. Auch seine Brieftasche und die Autoschlüssel fehlten.

„Hallo? Ist da jemand?“, rief er. Seine Stimme klang rau und fremd. Er wartete einige Sekunden, lauschte auf eine Antwort und rief erneut, diesmal lauter. Als hinter der Tür plötzlich Schritte zu hören waren, verspürte er zunächst Erleichterung. Vielleicht handelte es sich um ein Missverständnis. Vielleicht war er verletzt aufgefunden worden, und jemand hatte ihn hierhergebracht. Doch noch während er nach einer vernünftigen Erklärung suchte, begriff er, wie unsinnig dieser Gedanke war. Niemand kettete einen verletzten Menschen an ein Heizungsrohr.

Der Schlüssel drehte sich zweimal im Schloss. Ein Mann betrat den Raum, vielleicht fünfzig Jahre alt, mit sorgfältig gescheiteltem Haar und einem weißen Hemd, dessen Ärmel bis zu den Ellenbogen hochgekrempelt waren. Er trug eine graue Stoffhose und auffallend saubere schwarze Schuhe. In seiner rechten Hand hielt er einen kleinen Koffer. Markus wollte aufspringen, wurde jedoch von der Kette zurückgehalten und musste sich mit einer Hand am Boden abstützen.

„Was soll das hier?“, brachte er hervor. „Wer sind Sie, und warum bin ich angekettet?“

Der Fremde schloss die Tür hinter sich und stellte den Koffer auf den Metallschrank. Er schien weder überrascht noch beunruhigt über Markus' Zustand. Stattdessen betrachtete er ihn mit jener sachlichen Aufmerksamkeit, die Markus von Ärzten kannte, wenn sie einen Patienten untersuchten. „Sie sind früher wach geworden, als ich erwartet hatte", sagte er schließlich. Seine Stimme war ruhig und angenehm, was die Situation auf eine schwer erklärbare Weise noch bedrohlicher machte.

„Ich will hier raus. Sofort!" Markus spürte, wie seine Stimme zitterte, und ärgerte sich darüber. Der Mann öffnete seinen Koffer, nahm eine kleine Kamera heraus und überprüfte das Display. Ohne ein weiteres Wort richtete er das Objektiv auf Markus und fotografierte ihn. Der Blitz ließ ihn zusammenzucken. „Hören Sie auf damit!", schrie Markus und riss erneut an der Kette. Der Fremde machte ein zweites Foto, betrachtete es kurz und nickte zufrieden.

„Wie heißen Sie?", fragte er.

Markus starrte ihn an. „Was soll diese bescheuerte Frage? Sie haben mich doch hierhergebracht!" Der Mann wiederholte seine Frage, ohne die Stimme zu heben. Markus presste die Zähne zusammen. Er wollte ihm nicht antworten, doch irgendetwas in der unbewegten Miene seines Gegenübers ließ ihn seine Entscheidung überdenken. „Markus Seidel", sagte er schließlich. „Und jetzt sagen Sie mir endlich, was hier los ist."

Der Fremde schüttelte langsam den Kopf. „Nein, Markus. Das ist leider falsch."

Für einige Sekunden glaubte Markus, sich verhört zu haben. „Was ist falsch?"

„Ihr Name."

Markus spürte, wie ihm die Hitze ins Gesicht stieg. „Wollen Sie mich verarschen? Ich werde doch wohl wissen, wie ich heiße!" Der Mann reagierte nicht auf seinen Ausbruch. Er nahm ein kleines Notizbuch aus

der Hemdtasche, schlug es auf und machte einen Eintrag. Anschließend verstaute er die Kamera wieder in seinem Koffer.

„Wir versuchen es später noch einmal“, erklärte er und wandte sich zur Tür.

„Warten Sie!“ Markus kroch ihm entgegen, bis die Kette sich straffte. „Bitte, hören Sie mir zu. Ich habe eine Frau und zwei Kinder. Meine Tochter ist erst sechs Jahre alt. Die wissen nicht, wo ich bin.“ Er merkte, wie ihm die Tränen kamen, und versuchte vergeblich, sie zurückzuhalten. „Ich habe Ihnen nichts getan. Ich kenne Sie doch überhaupt nicht.“

Der Fremde blieb stehen. Seine Hand ruhte bereits auf der Türklinke. „Ihre Tochter heißt Sophie“, sagte er, ohne sich umzudrehen. „Sie hat heute Nachmittag ihre Mutter gefragt, wann Papa endlich nach Hause kommt.“

Markus konnte plötzlich nicht mehr richtig atmen. Der Mann kannte seine Familie. Er wusste von Sophie. Vielleicht wusste er sogar, wo sie sich gerade aufhielt. „Bitte“, flüsterte Markus. „Tun Sie ihnen nichts.“

Der Fremde drehte sich langsam um und betrachtete ihn eine Weile. Zum ersten Mal zeigte sich etwas in seinem Gesicht, das beinahe wie Bedauern aussah. „Dann sollten Sie sich ein wenig mehr Mühe geben, Daniel.“

Er verließ den Raum und schloss die Tür ab.

Markus blieb auf dem Boden sitzen. Lange Zeit starrte er auf die Stelle, an der der Mann gestanden hatte. Er versuchte, seine Gedanken zu ordnen, doch sie entglitten ihm immer wieder. Wer war Daniel? Warum sollte er diesen Namen annehmen? Und woher wusste der Fremde von Sophie? Er dachte an seine Frau, die vermutlich längst die Polizei verständigt hatte, und an seine kleine Tochter, die ohne ihn nicht einschlafen wollte. Jeden Abend hatte er an ihrem Bett gesessen, bis sie eingeschlafen war. Manchmal hatte sie seine Hand festgehalten, als befürchtete sie, er könnte einfach verschwinden.

Als er sich schließlich gegen die Wand lehnte, fiel sein Blick auf einige Kratzspuren unmittelbar über dem Heizungsrohr. Zunächst hielt er sie für gewöhnliche Beschädigungen im Beton. Erst bei genauerem Hinsehen erkannte er einzelne Buchstaben. Jemand hatte mit einem scharfen Gegenstand zwei Sätze in die Wand geritzt. Die Schrift war unregelmäßig und an manchen Stellen so tief, dass kleine Stücke des Putzes herausgebrochen waren.

ICH HEISSE NICHT DANIEL.

Darunter stand:

DIE ANDEREN SIND NOCH HIER.

Markus las die Worte mehrmals. Er wollte gerade mit den Fingern darüberstreichen, als er hinter der Wand ein dumpfes Klopfen hörte. Drei Schläge, langsam und gleichmäßig. Dann war es wieder still. Er richtete sich auf und lauschte. Nach einigen Sekunden wiederholte sich das Geräusch. Vorsichtig hob er die Hand und klopfte dreimal gegen den Beton.

Die Antwort kam beinahe sofort.

Doch diesmal waren es keine Schläge.

Hinter der Wand begann jemand zu weinen. Markus hielt den Atem an und presste sein Ohr gegen die kalte Oberfläche. Es war ein hohes, dünnes Weinen, wie von einem Kind, und es dauerte eine Weile, bis er begriff, dass es ein Mann war. Ein erwachsener Mann, der weinte, wie nur Kinder weinen, ohne Scham und ohne Atem dazwischen. Er wollte etwas sagen, doch bevor er ein Wort herausbrachte, hörte er eine zweite Stimme. Sie war tief, heiser und so leise, dass er zunächst nur einzelne Silben verstand.

Dann verstand er, was die zweite Stimme sagte.

„Antworte ihm nicht. Sonst holt er dich auch."

Kapitel 1 – Der siebte Sohn

Hannelore Lindner hatte für zwei gedeckt.

Zwei Teller mit Goldrand, zwei Gläser, eine Schüssel Kartoffelsalat mit Speck, so wie Michael ihn als Junge geliebt hatte. Jonas Winter stand im Flur ihrer Wohnung in Hörde, die Hand noch an der Klinke, und wartete auf sein Stichwort. Aus dem Wohnzimmer drang das Rascheln einer Schürze, dann ihre Stimme, heller als am Telefon: „Micha? Bist du das?“

„Ich bin zu Hause, Mama.“

Er sprach den Satz mit der leicht abfallenden Betonung, die er sich von einer alten Videokassette abgehört hatte: Weihnachten im Wohnzimmer seiner Eltern, ein Sechzehnjähriger mit Zahnspange, der in die Kamera sagte, sie solle endlich aufhören zu filmen. Michael Lindner war vor elf Jahren mit dem Motorrad auf der B 54 von der Fahrbahn abgekommen. Seine Mutter hatte für diesen Nachmittag vierhundert Euro bezahlt und darum gebeten, dass er die Schuhe nicht ausziehe, weil Michael das nie getan und sie jedes Mal geschimpft habe. Sie schimpfte auch heute. Jonas ließ sich von ihr in die Küche schieben, salzte den Kartoffelsalat, bevor er ihn probiert hatte, und trommelte mit Zeige- und Mittelfinger auf die Tischkante, während sie von der Nachbarin erzählte, die ihren Rollator ständig vor der Kellertür abstellte. Zweimal korrigierte sie ihn. Michael hätte nicht „ja“ gesagt, sondern „jo“, und Michael hätte die Gurke aus dem Salat gepickt und an den Tellerrand gelegt. Jonas pickte die Gurke heraus.

Gegen sechs wurde es draußen dunkel, und Frau Lindner hatte aufgehört, ihn zu verbessern. Sie saß ihm gegenüber, die Hände um eine Tasse gelegt, aus der sie seit einer halben Stunde nicht getrunken hatte, und hörte ihm zu, als erzähle er ihr etwas Neues, obwohl ihr jedes Wort vertraut war; sie hatte ihm die Geschichten selbst geliefert, auf vierzehn handbeschriebenen Seiten. Jonas mochte diesen Teil eines Auftrags am

wenigsten und konnte ihn am besten. Irgendwann hörten die Menschen auf, die Fehler zu zählen, und fingen an, sich etwas zu wünschen, und dann musste er sehr vorsichtig sein, weil ein Wunsch schwerer wog als jede Korrektur.

Kurz vor sieben griff sie über den Tisch nach seiner Hand. „Bleibst du heute Nacht hier, Junge?“

Das war der Moment, den er in jedem Auftrag fürchtete, nicht die Tränen und nicht die Umarmungen, sondern diese eine Frage, mit der die Menschen das Spiel verließen, ohne es zu bemerken. Er drückte ihre Finger und sprach den Satz, den er mit allen Auftraggebern vorher vereinbarte. Er war seine Grenze, und er hatte sie sich nach dem zweiten Jahr in diesem Beruf gezogen, nachdem er einmal zu lange geblieben war. „Ich muss los, Mama. Aber ich komme wieder.“

Sie nickte, ließ ihn los und begann, die Teller zusammenzustellen. An der Wohnungstür steckte sie ihm einen Umschlag in die Jackentasche und strich ihm den Kragen glatt, und ihre Augen waren trocken. „Er hat nie gesagt, dass er wiederkommt“, sagte sie. „Er ist einfach gefahren.“

Im Auto blieb Jonas eine Weile sitzen, ohne den Motor zu starten. Der Regen zog in schrägen Fäden durch das Licht der Straßenlaterne. Erst als er den Schlüssel umdrehte, bemerkte er, dass seine rechte Hand auf dem Lenkrad trommelte, Zeige- und Mittelfinger, im Rhythmus eines Mannes, der seit elf Jahren tot war. Er legte die Hand flach auf den Oberschenkel und hielt sie dort fest, bis er die Ruhrallee erreicht hatte. Es passierte ihm öfter, als er zugab, dass ein Toter nach Feierabend noch eine Weile in ihm weiterlebte, in einer Geste, einem Wort, einer Art, den Kopf zu halten. Meistens war es bis zum nächsten Morgen vorbei. Er hatte sich nie gefragt, was in ihm übrig bliebe, wenn er die Toten alle abgelegt hätte.

Im Treppenhaus seines Wohnhauses im Kreuzviertel roch es nach nassem Hund und Bohnerwachs. Frau Kowalski aus dem zweiten Stock kam ihm mit einer Plastiktüte voller Altglas entgegen, die bei jeder Stufe klirrte, und fragte, ob er ihn doch noch gefunden habe. Als er wissen

wollte, wen, hob sie die Tüte ein wenig an, als könne das die Frage erklären. „Ihren Schlüssel. Sie standen heute Mittag ja ewig unten vor der Tür. Ich hab Ihnen noch vom Fenster aus gewinkt, aber Sie haben nur hochgeguckt.“ Er sagte, heute Mittag sei er in Hörde gewesen, und sie lachte, kurz und unsicher. „Dann hab ich wohl Gespenster gesehen. Gleiche Jacke hatte der aber.“

Sie stieg weiter hinab, und Jonas schaute an sich herunter, an der schwarzen Jacke, die er seit drei Wintern trug und die es in jedem zweiten Kaufhaus der Stadt gab. Er schüttelte den Kopf über sich selbst und schloss den Briefkasten auf. Zwischen einer Stromrechnung und dem Wochenblatt lag ein weißer Umschlag aus schwerem, cremefarbenem Papier. Sein Name und seine Anschrift waren mit einer Schreibmaschine auf ein Etikett getippt worden. Es gab keinen Absender, und es gab keine Briefmarke.

Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einer schmalen Küche und einem Bad, dessen Wasserhahn seit dem Frühjahr tropfte. Jonas stellte den Wasserkocher an, ließ ihn wieder ausgehen, ohne aufzugießen, und setzte sich mit dem Umschlag an den Küchentisch. An der Kühlschranktür hing unter einem Magneten in Form einer Ananas die zweite Mahnung seines Vermieters, daneben ein Zettel in seiner eigenen Handschrift: *Agentur Brehm anrufen – Absage Mai???* Er hatte nie angerufen. Im Mai hatte die Agentur ihm zwei Aufträge abgesagt, ohne Begründung, und er hatte sich eingeredet, es sei Zufall, weil die Alternative bedeutet hätte, sich zu fragen, wer ihn nicht mehr wollte.

Im Umschlag steckten drei Dinge: ein Scheck über fünfundzwanzigtausend Euro, ausgestellt auf seinen Namen; ein Brief auf demselben schweren Papier, zwei Absätze, unterzeichnet mit Tinte in einer schmalen, nach rechts geneigten Schrift; und eine Fotografie. Er nahm zuerst das Foto in die Hand. Ein Mann um die zwanzig stand vor einem großen Haus mit heller Natursteinfassade, an der Efeu bis zu den Fenstern des ersten Stocks hinaufkletterte, in hellem Hemd und dunkler Hose, die Hände in den Taschen. Er lächelte nicht. Er hielt den Kopf ein wenig schief, als traue er dem Menschen hinter der Kamera nicht ganz. Jonas kannte diese Kopfhaltung. Seine frühere Freundin hatte ihn

jahrelang damit aufgezogen: *Du guckst wieder, als würde ich dir gleich die Brieftasche klauen.*

Er stand auf, schaltete das Deckenlicht aus und stellte sich mit dem Foto vor das Küchenfenster. In der nassen Scheibe spiegelte sich sein Gesicht über den Lichtern der Straße, und er hob das Bild daneben. Die rechte Augenbraue, die ein wenig tiefer lag als die linke. Die schmale Kerbe zwischen Nase und Oberlippe. Das Kinn. Der Mann auf dem Foto war jünger, schmaler im Gesicht, ohne die beiden Falten, die sich bei Jonas inzwischen von den Nasenflügeln abwärts zogen, aber wer die beiden nebeneinander gesehen hätte, hätte nach dem Altersunterschied zwischen Brüdern gefragt. Jonas hatte keine Brüder. Er hatte nicht einmal Cousins. Katharina Winter war ein Einzelkind gewesen, und von seinem Vater existierte nicht mehr als ein Vorname, den seine Mutter nie ohne ein kleines Zusammenziehen der Lippen ausgesprochen hatte. Er stand eine Weile so vor der Scheibe, zwei Gesichter übereinander, und das Merkwürdige war nicht die Ähnlichkeit. Das Merkwürdige war, dass er für einen Moment nicht sicher war, welches der beiden Gesichter das Spiegelbild war.

Er drehte die Fotografie um. *Sie werden ihn besser spielen als alle anderen.* Er las den Satz ein zweites Mal und blieb an den letzten drei Wörtern hängen. Alle anderen. Dann schaltete er das Licht wieder ein.

Der Brief war höflich und knapp. Eine Elisabeth Falkenberg bat ihn, für sieben Tage die Rolle ihres Sohnes Daniel zu übernehmen, der vor siebzehn Jahren verschwunden sei. Er werde während dieser Zeit auf dem Anwesen der Familie wohnen und es nach Möglichkeit nicht verlassen; für Kleidung, Unterkunft und Verpflegung sei gesorgt. Das Honorar betrage fünfzigtausend Euro, die Hälfte vorab. Der letzte Satz stand allein in einer Zeile: *Man hat Sie mir mit großem Nachdruck empfohlen.*

Jonas strich den Brief mit der flachen Hand glatt, obwohl er nicht geknickt war. Für einen gewöhnlichen Nachmittag wie den bei Frau Lindner nahm er vierhundert Euro, für ein Wochenende mit Vorbereitung vielleicht zweitausend. Fünfzigtausend Euro waren keine

Bezahlung. Fünfzigtausend Euro waren ein Köder, und er war nicht so dumm, das nicht zu erkennen. Er war nur pleite genug, trotzdem weiterzulesen.

Empfohlen. Von wem? Er hatte keine Website und keine Anzeigen. Seine Kunden fanden ihn über Pflegekräfte, Hospizmitarbeiterinnen und einen Bestatter in Lünen, der ihm gelegentlich eine Karte zusteckte, und ganz am Anfang über Renate. Renate Albrecht. Er hatte seit Jahren nicht mehr an sie gedacht. Eine Frau Anfang fünfzig, die ihn vor sechs Jahren nach einer Off-Theater-Premiere am Tresen angesprochen hatte. Sie hatte ihm gratuliert, obwohl er in dem Stück nur drei Sätze gesprochen hatte, und ihn eine Woche später angerufen: Ihre Mutter sei dement und frage jeden Tag nach ihrem Sohn Bernd, ob er nicht einmal vorbeikommen könne, nur für eine Stunde. Die alte Frau war ruhig geworden, als er ihre Hand hielt. Aus einer Stunde waren zwölf Besuche geworden, aus zwölf Besuchen ein Beruf. Nach der Beerdigung der Mutter hatte er Renate eine Karte geschrieben, und sie war zurückgekommen, *Empfänger unbekannt*. Damals hatte er angenommen, sie sei umgezogen. Jetzt fiel ihm zum ersten Mal auf, dass er nie erfahren hatte, wie sie ausgerechnet an diesem Abend auf ihn gekommen war. Er schob den Gedanken beiseite, so wie er seit Wochen die Mahnung an der Kühlschranktür übersah, und griff nach dem Scheck.

Das Telefon vibrierte, bevor er ihn umdrehen konnte. Rufnummer unterdrückt. Er ließ es dreimal summen, bevor er sich meldete. Zunächst kam nichts, dann ein Rascheln, als drehe jemand den Hörer in der Hand, und dahinter ein schweres, mechanisches Ticken, eine Standuhr, alt und groß, mit einem Pendel, das man förmlich durch den Raum schwingen hörte. „Guten Abend, Herr Winter. Hier spricht Elisabeth Falkenberg.“ Eine ältere Frauenstimme, klar und ohne Zittern, eine Stimme, die es gewohnt war, dass man ihr nicht ins Wort fiel.

Er habe ihren Brief gerade erst geöffnet, sagte er, und sie antwortete: „Dann war mein Timing gut.“ Als er einwandte, der Brief habe ohne Briefmarke in seinem Briefkasten gelegen, sagte sie, sie habe ihn bringen lassen, der Post traue sie bei solchen Dingen nicht mehr, und auf die Frage, von wem, nur: „Von jemandem, auf den ich mich verlasse.“ Er

wartete, ob sie weitersprechen würde. Im Hintergrund klirrte Porzellan auf einer Untertasse.

„Frau Falkenberg, ich will offen sein. Fünfzigtausend Euro für sieben Tage sind keine Summe, die man einem Schauspieler zahlt. So viel zahlt man jemandem, der keine Fragen stellen soll."

„Sie dürfen so viele Fragen stellen, wie Sie möchten." Und als er wissen wollte, wer ihn empfohlen habe: „Ein Mann, der Ihre Arbeit seit Langem verfolgt und sehr schätzt." Ob der Mann einen Namen habe? „Jeder Mensch hat einen Namen, Herr Winter." Sie ließ eine kleine Pause entstehen. „Die Frage ist nur, ob es der richtige ist."

Jonas presste den Daumen gegen die Tischkante. Er hatte in sechs Jahren mit vielen Trauernden telefoniert. Sie redeten zu viel oder gar nicht, sie entschuldigten sich, sie weinten an den falschen Stellen. Diese Frau tat nichts davon. Sie klang, als führe sie ein Gespräch, das sie vor Wochen Wort für Wort aufgeschrieben hatte, und ihm wurde unbehaglich bewusst, dass das genau die Art war, wie er selbst mit seinen Kunden sprach. Als er sie bat, ihm von Daniel zu erzählen, sagte sie: „Morgen. Persönlich. Um achtzehn Uhr, wenn es Ihnen recht ist. Die Adresse steht auf der Rückseite des Briefes." Er drehte das Blatt um. Dort stand tatsächlich eine Anschrift, in derselben schmalen Handschrift, so fein, dass er sie beim ersten Lesen übersehen hatte: eine Straße, deren Namen er nie gehört hatte, in einem Ort südlich von Dortmund.

„Ich komme zu einem Gespräch. Mehr verspreche ich nicht. Und ich arbeite nie, ohne dass jemand weiß, wo ich bin."

Am anderen Ende entstand ein Geräusch, das nicht zu der Frau passte, ein tiefes, heiseres Einatmen, wie von jemandem, der lange unter Wasser gewesen war. Es kam nicht aus ihrer Nähe, sondern von weiter weg, gedämpft, als läge eine Tür oder eine Wand dazwischen. Ob jemand bei ihr sei, fragte er, und die Antwort kam ohne Zögern, zu schnell: „Meine Haushälterin. Sie hat sich erkältet. Darf ich Sie noch etwas fragen, Jonas?" Sie hatte seinen Vornamen benutzt. Er ließ es durchgehen. „Wie geht es Ihrer Mutter?"

Sein Blick ging zu dem Regal neben der Küchentür, zu dem kleinen Rahmen mit dem Foto, auf dem Katharina Winter lachend auf einer Parkbank im Westfalenpark saß, die Sonnenbrille ins Haar geschoben. Aufgenommen im Mai, bei seinem letzten Besuch in Dortmund. Im September war sie tot gewesen. „Meine Mutter ist vor elf Jahren gestorben."

„Ja", sagte Elisabeth Falkenberg. „Ich weiß." Und als er fragte, warum sie dann frage, begann im Hintergrund die Uhr zu schlagen. Jonas zählte mit, ohne es zu wollen, bis acht, und beim achten Schlag sprach sie weiter. „Haben Sie sie noch einmal gesehen? Nach dem Brand?"

Sein Mund wurde trocken. Er erinnerte sich an den Anruf der Polizei, mitten in der Nacht, in seiner Wohnung in Hamburg, an die Fahrt über die A1 im strömenden Regen, an einen Beamten mit Schnauzbart, der ihm im Flur der Dortmunder Wache einen Pappbecher mit Automatenkaffee in die Hand gedrückt hatte. An die Beerdigung, an den geschlossenen Sarg aus hellem Holz, an den Geruch nasser Erde. Man hatte ihm abgeraten, sie noch einmal anzusehen. *Behalten Sie sie so in Erinnerung, wie sie war.* Er hatte genickt, und er war froh gewesen, nicken zu dürfen. Er hatte sich diese Erleichterung nie verziehen, und er hatte nie mit jemandem darüber gesprochen, und jetzt rührte eine fremde Frau am Telefon genau an diese Stelle, als hätte sie gewusst, wo sie suchen musste. „Woher wissen Sie von dem Brand?"

„Hat sie Ihnen etwas gegeben, Jonas? Bevor sie starb? Einen Brief, einen Gegenstand? Hat sie Ihnen etwas erzählt, das Sie damals nicht verstanden haben? Bitte. Es ist wichtig." Zum ersten Mal klang ihre Stimme nicht vorbereitet, und darin lag etwas Hungriges.

„Nein", sagte er. „Sie hat mir nichts gegeben." Am anderen Ende ein langes Ausatmen, Erleichterung oder Enttäuschung, er konnte es nicht unterscheiden. „Dann sehen wir uns morgen." Er sagte, sie würden jetzt darüber sprechen oder er komme nicht, aber die Leitung war bereits tot.

Jonas legte das Telefon mit dem Display nach unten auf den Tisch, füllte ein Glas mit Leitungswasser und trank es im Stehen aus. Das Wasser

schmeckte nach Metall. Aus dem Bad kam das Tropfen des Wasserhahns in seinem gewohnten Abstand, und zum ersten Mal seit Monaten fiel es ihm auf. Als er den Umschlag in den Papierkorb werfen wollte, kam er ihm zu schwer vor. Er knickte ihn, und unter seinen Fingern gab etwas Festes nicht nach; zwischen den beiden Papierlagen der Rückseite steckte ein flacher, steifer Gegenstand. Er holte das Kartoffelschälmesser aus der Schublade und schlitzte die Klebekante auf, und ein Streifen Fotopapier rutschte heraus und blieb neben dem Scheck liegen.

Die Aufnahme war unscharf, mit Blitz in einem fensterlosen Raum gemacht. Ein Mann lag auf einem Betonboden, auf der Seite, die Hände hinter dem Rücken mit Kabelbindern gefesselt. Unter seinem Kopf hatte sich ein dunkler Fleck gebildet, der auch Wasser sein konnte. Jemand hatte ihm mit schwarzem Filzstift eine Zahl auf die Stirn geschrieben.

6

Jonas brauchte einige Sekunden, um das Gesicht unter der Zahl zu erkennen, und dann griff er nach der Tischkante. Es war nicht Daniel. Der Mann auf dem Boden war älter als der Junge vor dem Efeuhaus, Mitte dreißig vielleicht, mit kurzgeschorenem Haar und einer Platzwunde auf dem Wangenknochen. Aber es war dieselbe Augenbraue, dieselbe Kerbe über der Oberlippe, dieselbe Kopfhaltung, selbst im Liegen, selbst mit geschlossenen Augen. Es war ein Gesicht, das ihm jeden Morgen beim Rasieren entgegenblickte, und er spürte etwas, das er nicht erwartet hatte: nicht Angst, noch nicht, sondern eine absurde, körperliche Scham, als hätte jemand ein Foto von ihm gemacht, während er schlief.

Das Telefon vibrierte auf der Tischplatte. Eine Nachricht von einer Nummer, die nicht in seinen Kontakten stand: *Bitte bringen Sie morgen keine eigene Kleidung mit. Im Haus ist alles vorhanden.* Während er noch auf den Satz starrte, erschien darunter ein zweiter: *Die Sachen Ihres Vorgängers dürften Ihnen passen.* Er tippte eine Antwort, *Wer ist der Mann auf dem Foto?* Die Nachricht wurde zugestellt und gelesen. Eine Antwort kam nicht.

Er ging zum Fenster, ohne das Licht zu löschen, und das war ein Fehler, denn nun stand er hell erleuchtet hinter der Scheibe wie in einem Schaukasten. Auf der anderen Straßenseite parkte zwischen zwei Kleinwagen eine dunkle Limousine, deren Scheiben das Licht der Laterne spiegelten. Ob sie vorhin schon dort gestanden hatte, als er nach Hause kam, hätte er nicht sagen können. Dann bemerkte er die Abgase, einen dünnen, weißen Faden, der aus dem Auspuff in die kalte Luft stieg. Der Motor lief. Er trat zurück und zog die Gardine zu, so heftig, dass zwei Haken aus der Schiene sprangen.

Martin Reuter meldete sich nach dem vierten Klingeln, mit einer Stimme, die nach Kissen klang. „Wenn das kein Notfall ist, bist du tot." Als Jonas sagte, es sei kein Notfall, kam ein Rascheln, das Knarren eines Lattenrosts. „Dann bist du tot. Was ist los?"

Jonas erzählte ihm vom Brief, vom Scheck, von der Ähnlichkeit, sachlich und in der richtigen Reihenfolge, so wie er Auftraggebern Probleme schilderte, und hörte sich dabei selbst zu, als spräche ein anderer. Das zweite Foto erwähnte er nicht, und die Frage nach seiner Mutter auch nicht. Martin hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen, und das war nie ein gutes Zeichen. „Fünfzigtausend", sagte er schließlich. „Für eine Woche. Jonas, ich hab vor zwei Jahren die Bühne für eine Firmengala gebaut, da stand ein Typ auf der Gästeliste, der hat einem Kellner fünfhundert Euro Trinkgeld gegeben, damit er ihm verrät, mit wem seine Frau am Nebentisch telefoniert. Leute, die so viel Geld rauswerfen, kaufen nicht deine Zeit. Die kaufen dich."

Er fahre nur hin und rede mit ihr, sagte Jonas, und Martin widersprach: „Nein. Du fährst hin, sie macht dir einen Tee, erzählt dir von ihrem armen Jungen, und du bleibst. Weil du immer bleibst." Als Jonas das unfair nannte, fragte Martin nur, wie viele Aufträge er im Sommer gehabt habe. Jonas antwortete nicht; sein Blick fiel auf die Ananas an der Kühlschranktür. „Eben", sagte Martin leiser. „Ich sag ja nicht, dass du's nicht brauchst. Ich sag, dass sie's weiß."

Eine Weile hörte Jonas nur Martins Atem und irgendwo bei ihm einen Kühlschrank anspringen. Er hätte ihm jetzt von dem Foto erzählen

können, von der Zahl auf der Stirn, von dem Wagen vor dem Haus. Er tat es nicht, und der Grund lag offen vor ihm: Martin hätte ihm verboten zu fahren, und er hätte ihm recht geben müssen. Es war nicht das erste Mal, dass er Martin etwas verschwieg, um sich nicht von ihm aufhalten zu lassen, aber es war das erste Mal, dass er dabei an den Mann auf dem Betonboden dachte und sich fragte, wem der wohl zuletzt etwas verschwiegen hatte.

„Schick mir die Adresse“, sagte Martin schließlich. „Und du meldest dich, wenn du da bist. Und wenn du wieder rausfährst. Zwei Nachrichten, Jonas. Schaffst du das?“

„Ich muss los. Aber ich melde mich wieder.“

Am anderen Ende wurde es still. „Was war das denn?“, fragte Martin. „Wie du das gesagt hast. Das warst nicht du. Das klang wie –“ Er brach ab. „Keine Ahnung. Wie einer von deinen Toten.“ Jonas lachte, aber das Lachen kam eine Sekunde zu spät. Sie legten auf. Er schickte Martin ein Foto der Adresse und blieb danach noch lange am Tisch sitzen, die Hände flach auf der Platte, damit sie nicht trommelten.

In der Nacht träumte er von einem Flur. Die Wände waren mit Kinderzeichnungen beklebt, Häuser mit rauchenden Schornsteinen, ein See mit einem Steg, ein Mann und eine Frau, die sich an den Händen hielten, und zwischen ihnen ein kleiner Junge mit viel zu großem Kopf. Am Ende des Flurs war eine Tür, und hinter der Tür rief jemand einen Namen. Jonas lief darauf zu, und der Flur wurde mit jedem Schritt länger und der Name lauter, und er wachte auf, bevor er ihn verstehen konnte. Es war kurz nach fünf. Er lag da und versuchte, die Bilder festzuhalten, und sie zerrannen ihm zwischen den Fingern wie Wasser. Nur eines blieb: die Gewissheit, dass er diesen Flur kannte, nicht aus einem Film und nicht aus einem Auftrag. Auch die Delle in der Fußleiste auf Kniehöhe war ihm vertraut, ohne dass er hätte sagen können, woher. Für einen Mann, der sich an nichts vor seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahr erinnerte, war das keine Kleinigkeit. Es war das erste Mal seit siebzehn Jahren, dass ein Traum sich anfühlte wie ein Ort.